

Kriegsende in Frankfurt am Main

Persönliche Erinnerungen

Nach einer schweren Verwundung, die ich Anfang Juni 1940 während des Frankreichfeldzuges am Bois-Mont Dieu westlich Sedan erlitten hatte, war ich, weil zunächst transportunfähig, etwa im Juli mit einer JU 52 vom Feldflughafen Charleville-Mezières nach Frankfurt geflogen worden. Ich habe fünfviertel Jahr im Hospital zum Heiligen Geist gelegen, das als Lazarett diente. Im Frühjahr 1941 war ich so weit bewegungsfähig, daß ich im Sommersemester das Studium der Geschichte, des Latein, der Kunstgeschichte und der Anglistik an der Universität Frankfurt aufnehmen konnte. Der Chefarzt, Oberstabsarzt Prof. Dr. Willich, stellte mir dankenswerterweise im Dachgeschoß ein kleines Zimmer zur Verfügung, in dem ich nachmittags arbeiten konnte. Sofern ich die Zeit nicht dort verbrachte, ging ich ins Stadtarchiv, um mich im Lesen von Urkunden zu üben; denn der Stadtarchivdirektor, Prof. Dr. Harry Gerber, hatte von den kostbaren Beständen des Archivs offenbar kaum etwas ausgelagert, jedenfalls konnte ich die älteste Urkunde des Karolingers Karls III. für das Salvatorstift von 882 und die deutsche Übersetzung der Goldenen Bulle Kaiser Karls IV. von 1356 zu Transkriptionsübungen benutzen. In der Buchausgabe lag ein Kärtchen mit dem Vermerk, daß die handschriftliche Ausfertigung Hitler anlässlich seines Besuches in Frankfurt 1938 »geschenkt« worden sei, ein – und nicht das letzte – Beispiel für die völlig unsinnige »Übereignung« von wertvollen historischen Dokumenten an Politiker. Harry Gerber glaubte zu diesem Zeitpunkt noch ungebrochen an den »Endsieg«, obwohl uns englische Bomber doch schon recht häufig durch das von ihnen verursachte Flakfeuer und Bombenabwürfe in den Randgebieten der Stadt, zumal bei den »IG Farben« in Höchst, um die Nachtruhe brachten.

Nachdem ich »wehruntauglich« geschrieben und aus dem Lazarett und der Wehrmacht entlassen worden war, hatte ich mein Studium in Jena fortgesetzt. Ich hielt die kleine Universitätsstadt an der Saale trotz der kriegswichtigen Betriebe von Carl Zeiss und der Glaswerke von Schott u. Gen. für weniger gefährdet als Leipzig, das sich mir wegen der Nähe meiner Heimatstadt eigentlich mehr anbot. Daß ich als »Wehruntauglicher« vor einer Wiedereinberufung nach der Landung der Alliierten in Frankreich, nach dem Fall von Stalingrad und dem Rückzug an der Ostfront nicht mehr sicher sein konnte, wurde mir klar, als im Herbst 1944 in der »Grünen Tanne«, einem in der Geschichte der deutschen Klassik bekannten Gasthaus, eine Nachmusterung der Schwerkriegsbeschädigten

stattfand. Es war ein trauriger Anblick, wie Arm- und Beinamputierte, ja auch Doppeltamputierte dem Musterungsort zustrebten. Viele, wohl die Mehrzahl, wurden in ihrer Einsatzfähigkeit einen Grad höher gestuft. Wer »bedingt KV« (KV = kriegsverwendungsfähig) geschrieben wurde, hatte erfahrungsgemäß in Kürze mit dem Einsatz an der Front zu rechnen. Ich wurde auf »kriegsverwendungsfähig Heimat« angehoben. Da ich »nur« eine Granatsplitterzerreißung der linken Brustwand und der Lunge hatte, aber gut laufen konnte, hatte ich keinen Zweifel, daß auch für mich die Gefahr einer erneuten Einziehung bestand.

Dieser Tag kam für mich Mitte Februar 1945. Am 12. Februar hatte der erste schwere Bombenangriff die Innenstadt von Jena getroffen. Wir befanden uns in einem Luftschuttkeller des Universitätshauptgebäudes, als eine Bombe das danebenliegende Griesbachsche Haus in Schutt und Staub verwandelte. In ihm hatte Friedrich Schiller 1789 als neuer Jenaer Professor seine berühmte Antrittsvorlesung »Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?« gehalten. Mir erschien dieser Einschlag in das Denkmal deutschen Geschichtsdenkens als ein Menetekel für den beschlossenen Untergang des Reiches und das Ende seiner Geschichte. Am nächsten Tag machte ich mich mit meinem Institutsdirektor, dem Altphilologen Friedrich Zucker, daran, Steinbrocken und Schutt des Griesbachschen Hauses, die durch die aufgerissenen Fensterhöhlen des Instituts für klassische Philologie geflogen waren, mit Eimern auf die Straße zu schütten. Zucker trug bei dieser Schmutzarbeit seine alte Offiziersuniform aus dem Ersten Weltkrieg. Als ich am nächsten Tag mittags auf meine Bude zurückkehrte, erwartete mich meine Mutter mit bleichem Gesicht an der Tür. Ich sagte: Die Einberufung ist da. So war es. Ein Trost konnte nur sein, daß sie auf Frankfurt am Main und nicht auf eine Stadt an der Ostfront lautete.

Auf Rat unserer damaligen Assistentin am Historischen Seminar, Dr. Renate Riembeck, der späteren Pflegemutter von Ulrike Meinhoff, versuchte ich, beim Wehrmeldeamt einen Aufschub meiner Einberufung zu erreichen. Ich begründete das damit, daß ich mitten in meiner Dissertation stünde. Mir war von vornherein klar, daß ich nach Frontlage einen vergeblichen Gang tun würde. Der Kommandeur des Amtes behandelte mich sehr freundlich, konnte mir aber natürlich nicht helfen. Weil der Zusammenbruch täglich gewisser wurde und nicht abzusehen war, wie es nach der Katastrophe weitergehen würde, erteilte mir der Dekan, Prof. Wesle, die Erlaubnis, gewissermaßen »aus dem Stande« das Rigorosum abzuliegen. Da die Prüfer verfügbar waren, konnte das Examen zwei Tage später stattfinden.

Es verlief, da ich in den Semesterferien stets intensiv gearbeitet hatte, recht erfreulich, wenn ich auch die Nacht vorher in unerträglicher Spannung und Schlaflosigkeit verbracht hatte. Nachdem ich meine Studentenbude geordnet hatte, schenkte ich mein Fahrrad einem Kommilitonen aus Bad Kreuznach, damit er sich, falls die Russen vor den Amerikanern die Saalelinie erreichten – womit wir rechneten – rechtzeitig in Richtung Westen absetzen könnte.

Seit der Röhme-Affäre hatte ich mir meine politische Meinung gebildet, zunehmend klarer seit Kriegsausbruch, an dem ich beim Einmarsch in Polen beteiligt war.

Während meines Studiums hatte ich in Jena regelmäßig das Ohr an meinen kleinen VE 301 gepreßt, um Mitternacht Feindsender gehört und war über die militärische Lage gut informiert. Vom Tage der erneuten Einberufung ab war ich entschlossen, bei erster bester Gelegenheit überzulaufen. Weil nicht abzusehen war, ob ich mit meiner künftigen Einheit gegenüber Amerikanern oder Franzosen eingesetzt werden würde, packte ich vor der Abfahrt von Jena zwei Lehrbücher in den Koffer, aus denen ich als Pennäler englische und französische Umgangssprache gelernt hatte: *Talkes about English Life* und *Causeries Françaises*. Als Gefangener hoffte ich, meine Situation durch Dolmetschen zu bessern.

Etwa am 14. Februar fuhr ich mit einer Gruppe von Kameraden vom Bahnhof Jena-West in Richtung Weimar–Erfurt–Frankfurt ab. Die Fahrt verlief wegen des regen Zugverkehrs langsam. Unterwegs nahm der Zug weitere Einberufene auf. In der bald hereinbrechenden Dunkelheit stieß die mit Braunkohle geheizte Lokomotive die gefürchteten Feuerschweife aus, die entstanden, sooft der Heizer die Feuerbüchse öffnete. Diese weithin sichtbaren »Feuersignale« haben bekanntlich manchen Tiefflieger oder Bomber zu Angriffen auf Züge angelockt. Wenn der Zug einen der zahlreichen Zwangshalts auf freier Strecke einlegte, überdachte ich, wo ich bei einem Luftangriff im Gelände möglichst schnell Deckung finden könnte. Es war uns trotz der verräterischen Lokomotive eine Erleichterung, wenn der Zug wieder in Fahrt kam.

Am folgenden Tag etwa gegen 12 Uhr mittags hatten wir den Raum Frankfurt erreicht. Der Zug hielt in Bonames. Zu unserer Überraschung stand auf dem Bahnhof eine Militärkapelle bereit, um uns Reservisten in Empfang zu nehmen. Es sollte der Eindruck erweckt werden, als handele es sich um ein Einrücken zur Fahne wie in Friedenszeiten. Allerdings kam die Wahrheit der Situation ans Licht, als sich die Abteiltüren öffneten und Amputierte mit Krücken in nicht geringer Zahl ausstiegen. Es zeigte sich, als sich die Abteilung in Bewegung setzte, daß mancher dem Marschtritt bald nicht mehr folgen konnte, andere wurden gleich auf Sanitätskraftwagen verladen, die sie in die Kaserne von Bonames brachten. Dort angelangt, wurden wir in der üblichen Weise auf die Kasernenblocks verteilt und zu Kompanien zusammengestellt. Ich wurde der 2. Stammkompanie des Landeschützen E. A. Btl. 9 zugewiesen. Nach der Einkleidung begann die Grundausbildung auf dem Kasernenhof. Manche waren bereits dieser relativ harmlosen Beanspruchung nicht gewachsen. In der Truppe befanden sich nicht nur Verwundete, sondern auch Leute, die wegen »bürgerlicher« Leiden bisher noch nicht eingezogen worden waren. Ich erinnere mich eines älteren, grauhaarigen Mannes, der so stark an Angina pectoris litt, daß er sein Lager auf dem Stroh unter dem Dach eines Kasernenblockes nicht verlassen konnte.

Die Kasernen waren bis unter die Dächer gefüllt. Als Unteroffizier hatte ich unter anderem die ebenso schwierige wie undankbare Aufgabe, darauf zu achten, daß die Leute, im Stroh liegend, nicht fortgesetzt rauchten. Immer wieder erwischte man Soldaten, die ihr und ihrer Kameraden Leben aufs Spiel setzten.

Der Dienst auf dem Kasernenhof wurde häufig durch Fliegeralarm unterbrochen. Unangenehm war die Situation, wenn mehrere Kompanien vor dem Gebäude, in dem sich

die Speisesäle befanden, auf das Mittagessen warteten. Dann galt es, bei nahenden Tieffliegern die Leute schnell auf die Luftschutzkeller in den übrigen Blocks zu verteilen.

Die Tieffliegerangriffe an diesen sonnigen Vorfrühlingstagen fanden nicht selten um die Mittagsstunde statt. Da ich, wenn ich die mir unterstellten Leute in den Luftschutzraum geführt hatte, meiner Pflichten ledig war, stand ich während des Alarms vor der Tür, um zu sehen, ob und aus welcher Richtung die Maschinen anflogen. Meist war es eine einzelne, kaum mehr als eine Kette von drei Maschinen. Man konnte bald abschätzen, ob eine anfliegende Maschine nach Flughöhe und Neigungswinkel mit Bordwaffen oder Bomben im Kasernengelände noch Schaden anrichten konnte. Mitunter wurde es zu einer Art Sport, vor der Tür zum Kasernengebäude abzuwarten, bis die Maschine im Tiefflug über das Haus donnerte. Die wirkliche Erleichterung für die nächsten Stunden brachte natürlich erst die Entwarnung. An einem hellen Mittag konnte man während eines Alarms beobachten, wie zwei oder drei Maschinen den Turm auf dem Feldberg umkreisten. Es ging das Gerücht, daß sich dort eine Feuerleitstelle für die V 2 befände. Ob das zutraf, weiß ich nicht. Plötzlich kippte eine der Maschinen, die hell in der Mittagssonne blinkte, über die Flügelspitze ab, man sah einen Rauchpilz, und der Turm war verschwunden.

Im Laufe der mit Beklemmungen und Hoffnungen fortschleichenden Tage wurden Kompanien aus älteren Soldaten zusammengestellt, die in rückwärtigen Lagern Einheiten bei der Bewachung von Kriegsgefangenen ablösen sollten. Ich beneidete diese Männer, die offenbar einen Fronteinsatz nicht mehr zu fürchten hatten. Damit zeichnete sich für uns Zurückbleibende ab, daß das Kriegsende für uns noch mit einigen Gefahren verbunden sein würde. Bald bestand kein Zweifel, daß wir für die Verteidigung von Frankfurt vorgesehen waren; denn wir wurden von Bonames in die Kasernen an der Friedberger Warte verlegt.

Inzwischen war durchgesickert, daß die Amerikaner die Rheinbrücke bei Remagen am 7. März unversehrt in ihre Hand gebracht hatten. Aus begreiflichem Egoismus hoffte ich, daß der Gegner nach Süden auf Frankfurt einschwenken würde und wir bald von den Kriegsängsten befreit sein würden.

Wir wurden in der Kaserne auf der Nordseite der Friedberger Landstraße untergebracht. Es wurde bald klar, daß sich die Kriegslage im Raum Frankfurt verschärfte. Der übliche Kasernendienst ging zwar weiter, aber ich erinnere mich nicht, daß wir noch zu Feldübungen in eine größere Entfernung von der Kaserne ausgerückt wären. Allerdings haben wir mehrfach in der Innenstadt Aufräumarbeiten durchgeführt. Einmal legten wir verschüttete oder zerstörte Telefonschaltkästen bei der Börse frei. An einem anderen Tag gruben wir Telefonleitungen am Kettenhofweg aus. Ich bemerkte, daß ich mich mit meinem Trupp vor dem Hause von Prof. Matthias Gelzer befand, bei dem ich 1941 Griechische Geschichte I, gehört hatte. Ich ging ins Haus und führte mit ihm ein Gespräch über das bevorstehende Ende. Gelzer hatte uns einst, als er einmal in seiner Vorlesung einige Studenten vermißte, gesagt, er sei Schweizer und deshalb nach Deutschland gegangen, weil ihn die preußische Pflichterfüllung beeindruckt habe. Er erwarte von uns, wenn

wir schon den Vorzug hätten, während des Krieges zu studieren, strengste Pflichterfüllung.

Im Universitätsviertel, wohl ebenfalls im Kettenhofweg, traf ich bei solchen Arbeiten den Kunsthistoriker A. E. Brinkmann. Ich hatte mit großer Begeisterung eine seiner berühmten Barockvorlesungen gehört und an einem Proseminar teilgenommen, mich auch damals gelegentlich mit ihm unterhalten. Er machte jetzt, wo das Ende deutscher Geschichte bevorstand, einen verstörten Eindruck.

Zu den Plätzen, an denen wir Trümmer beseitigten, gehörten die Bahngleise an der Universitätsklinik vor der Eisenbahnbrücke über den Main und der Güterbahnhof. Mehrfach mußten wir unsere Arbeiten unterbrechen und den Spitzbunker auf dem Bahnhofsgelände aufsuchen.

Die Front rückte weiter auf Frankfurt zu. Unbekannt war, ob Franzosen oder Amerikaner auf Frankfurt vorrückten; denn seit Jena hatte ich keine Gelegenheit mehr gehabt, Feindsender zu empfangen. Bald hörte man abends aus Richtung Mainz Geschützfeuer. Hitler erklärte Frankfurt zur Festung. Obwohl ich mich über die kriegsrechtliche Bedeutung dieser Entscheidung nicht täuschte, fand ich diese Maßnahme ziemlich töricht. Von einer Verteidigungsfähigkeit der Stadt konnte keine Rede sein. Immerhin wurden wir von einem Feldwebel oder Leutnant an den Hutpark geführt und uns dort vor einigen Schützenlöchern und MG-Nestern, die ausgehoben worden waren, mit dem Blick auf den Main die Verteidigungslage und der Verteidigungsauftrag erläutert.

Es dauerte nicht lange, bis die Kaserne unter Artilleriebeschuß geriet. Die Salven schlugen auf dem Kasernenhof und in die Unterkünfte ein. Wir suchten während der Feuerüberfälle in den Luftschutzkellern Deckung. Gelegentlich heulte die erste Salve heran, während man sich noch auf dem Hof befand, und nur um Haaresbreite erreichte man den einigermaßen schützenden Keller.

Daß der Zusammenbruch einer Armee höchst kritische Momente mit sich bringt, war bald jedermann klar. Vorräte, von denen der Soldat nichts wußte, wurden verteilt. Pralinen und französischer Cognac wurden ausgegeben. Einer der Hauptfeldwebel und andere Unteroffiziere, die vor kurzem noch eiserne Disziplin gefordert hatten, betranken sich. Es verbreitete sich das Gerücht, in der Kaserne auf der Südseite der Friedberger Straße seien zwei Soldaten standrechtlich erschossen worden, weil sie sich bei ihren Mädchen in der Stadt aufgehalten hatten.

Die zunehmend zerreißende Spannung wenige Tage vor der offensichtlichen Kapitulation trieb auch hier manchen zu unberechenbaren Handlungen, und auch ich wurde unsicher. Tag für Tag zwei Sprachführer, unleugbare Beweise für meine Entschlossenheit zum Überlaufen im Brotbeutel mitzuführen, erschien mir schließlich so riskant, daß ich den französischen wegwarf, da ich inzwischen sicher war, daß wir die Amerikaner vor uns hatten. Das erwies sich freilich später als Torheit, denn bei den Amerikanern hatte ich keine Gelegenheit, meine Sprachkenntnisse zu nutzen, wohl aber bei den Franzosen, an die wir in Cherbourg übergeben wurden. Außerdem hätte auch ein Sprachführer genügt,

mich bei einer Sachendurchsicht in Gefahr zu bringen. Daß ich das Buch mit mir führte, um amerikanische Gefangene zu vernehmen, hätte mir niemand geglaubt. – Freilich geschah es etwa fünf Tage vor unserer Kapitulation, daß während einer Beschießung noch ein Trupp gefangener Amerikaner in unseren Luftschutzkeller geführt wurde.

Eines Abends ließ der Kommandeur, Major Umbach (?), die in der Kaserne noch befindlichen Soldaten, die wohl Bataillonsstärke ausmachten, auf dem Kasernenhof antreten. Er berichtete, die Amerikaner seien über den Rhein gegangen und stünden südlich der Stadt, und er müsse eine Einheit in den Stadtwald südlich des Mains entsenden, um dort eine Verteidigungslinie aufzubauen. Er befahl: Stillgestanden, lief die Front ab und fragte jeden einzelnen Mann, ob der marschfähig sei. Mir war klar, daß die Antwort auf diese Frage eine Entscheidung über Leben oder Tod sein konnte. Mein Talent zur Lüge war mangelhaft ausgebildet, in diesem Falle blieb ich fest und antwortete, als der Kommandeur vor mir stand, ohne mit der Stimme zu vibrieren: »Nein«.

Diejenigen, die sich für marschfähig erklärt hatten, traten in Kürze mit voller Ausrüstung heraus und marschierten Richtung Stadt. Man hörte kurz darauf, sie hätten sich südlich vor der Stadt eingegraben und seien von amerikanischen Panzern in ihren Schützenlöchern niedergewalzt worden.

Wenn ich mich recht erinnere, wurden wir noch vor dem Abmarsch dieser Truppe auf Schützenlöcher vor der Kaserne verteilt. Ich bezog ein Schützenloch, das ein anderer Soldat vor einer Säule der Kaserneneinfriedung direkt an der Friedberger Landstraße ausgehoben hatte. Gelegentlich standen wir vor unseren Stellungen und besprachen die Lage. Plötzliche Artillerieüberfälle brachten uns unversehens in eine heikle Lage, denn die hochbrisanten Geschosse krepitierten auf der Oberfläche des Kopfsteinpflasters. Wenn man vom Explosionsfeuer geblendet wurde und die Granatsplitter pfiiffen, war dem erfahrenen Landser klar, daß höchste Gefahr bestand.

Eines Tages rollten zwei oder drei Panzer auf der Friedberger Landstraße Richtung Stadtmitte. Ich hielt ihre Absicht, dort noch etwas ausrichten zu wollen, für verfehlt. Sie kehrten bald zurück. Wir wurden dann auf die zur Verteidigung vorgesehenen Stützpunkte verteilt. Unser Trupp, ein Unterfeldwebel, ca. 15 Mann und ich als Unteroffizier wurden angewiesen, nördlich der Friedberger Landstraße, gegenüber der Abzweigung »Festeburg«, Stellung zu beziehen. Dort befand sich, hart an der Straße, ein MG-Nest, in dem bereits ein leichtes italienisches MG aufgestellt war. Ob die Waffe funktionierte und wie sie zu bedienen war, blieb unklar, interessierte auch nicht mehr. Für Panzer, die nach einer Umgehung der Stadt von Nordosten über die Friedberger Landstraße angegriffen hätten, lagen wir auf dem Präsentierteller. In Kürze wären wir überrollt worden.

Ich erkundete deshalb, wo wir, zumal die Artillerieüberfälle zunahmen, eine leidliche Deckung finden konnten. Wir richteten uns in den Kellern des Eckhauses Festeburg/Friedberger Landstraße ein. Man konnte damit rechnen, daß einschlagende Granaten nicht bis in den Keller wirken würden, weil, wie gesagt, die Geschosse hohe Brisanz besaßen. Gefährlich wurde die Sache zweifellos, wenn eine Artilleriesalve vom Süden her in den Win-

kel zwischen Haus und Straße treffen und von der Seite in den Keller wirken würde. Das passierte im Laufe der weiteren Beschießung an einem Haus, ein wenig von unserem Keller entfernt, in der Festeburg. Nicht nur die Kasernen an der Friedberger Landstraße waren Ziel des amerikanischen Artilleriebeschusses, sondern auch die Feuerstellung einer 8,8 Flakbatterie, die sich hinter den Kasernen in Richtung Preungesheim befand. Ich hatte den Eindruck, daß es um den 20. März die einzige Artillerie war, die auf unserer Seite noch schoß. Soweit man das beurteilen konnte, feuerte die Batterie auf die Mainbrücken, um den Gegner den Übergang bzw. den Nachschub über die Brücken zu erschweren. Sobald die Flak einige Salven abgegeben hatte, erschien ein amerikanischer Aufklärer, war er wieder verschwunden, setzte das gegnerische Feuer auf uns ein.

Wir hatten zunächst den Auftrag, unsere Stellung bei einem Angriff bis zum letzten Mann zu verteidigen. Im Keller unseres Hauses hatten wir uns einigermaßen eingerichtet. Im Laufe des Krieges hatte jeder Soldat die Fertigkeit erworben, sich in jedem Haus, in jedem Erdloch schnell heimisch zu machen, sich bei längerem Beharren an einer Stelle möglichst die Illusion der Geborgenheit zu schaffen. Unser Keller enthielt reichlich eingemachtes Obst. Da ohnehin keine Eigentümer mehr vorhanden waren und sich alles dem Ende zuneigte, verzehrten wir die Konserven als Zusatzverpflegung. Als Plünderung betrachteten wir das nicht.

Tagsüber standen, solange die Artillerie schwieg, einige von uns auf der Straße herum, um den Anschein zu erwecken, daß wir unsere Pflicht erfüllten, denn wir konnten von der Kaserne her beobachtet werden. Jeder von uns war, seit die Beschießung der Kasernen und ihrer Umgebung begonnen hatte, darauf bedacht, jeder Möglichkeit eines Treffers zu entgehen. Seit wir in Frankfurt angekommen waren, richteten sich alle Gedanken darauf, ja nicht mehr von den letzten Artillerielagen oder dem letzten Gewehrscuß getroffen zu werden, nachdem wir mehr als fünf Jahre alle Fährnisse des Krieges, wenn auch nicht heil, aber doch lebendig überstanden hatten. Jetzt durfte es einen auf keinen Fall mehr erwischen. Man mußte um jeden Preis unter der feindlichen Artillerie hindurch unversehrt auf die andere Seite kommen. Amerikanische Flugzeuge warfen Flugblätter ab, die zur Kapitulation aufforderten. Mancher nahm ein solches Blatt an sich, offenbar um in Gefangenschaft seinen Gesinnungswechsel zu dokumentieren. Mir erschien das ebenso überflüssig wie peinlich. Ich sehnte seit Jahren die Demokratie herbei und meinte es nicht nötig zu haben, mir solch geflissentliche Beweise einer neuen Gesinnung anzueignen.

Nach zwei, drei Tagen, die wir meist in der Deckung unseres Kellers verbracht hatten, zeigte es sich, daß die Führung in der Kaserne entweder selbst ihre Auffassung vom Verteidigungsauftrag geändert oder den Befehl erhalten hatte, mit dem Rest der noch in den Kasernen befindlichen Truppe, schätzungsweise einem Bataillon, die Gebäude zu räumen und rückwärtige Stellungen zu beziehen. Jedenfalls beobachteten wir eines Morgens aus unseren Kellerfenstern, wie auf der anderen Straßenseite einige hundert Mann in Schützenreihe, weit auseinandergesogen, in Richtung Friedberg marschierten. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich aus einem Holzstock und einem weißen Taschentuch bereits ein Fähn-

chen hergerichtet. Es stand gebrauchsbereit in einer Ecke des Kellers. Der kritische Punkt, an dem man sein Leben retten oder wegen Befehlsverweigerung verlieren konnte, war unausweichlich gekommen. Jetzt durfte man auf keinen Fall die Nerven verlieren. Wir hatten von der Kaserne keinen Befehl zum Rückzug erhalten. Ich redete auf den Unterfeldwebel ein, wir müßten uns in unserem Keller mucksmäuschenstill verhalten, keiner dürfe einen Laut von sich geben. Wir seien offensichtlich vergessen worden. Der Unterfeldwebel wurde unsicher und wollte in der Kaserne nachfragen, was wir tun sollten. Immerhin gelang es mir, ihn und die Truppe im Keller zu halten, bis draußen der letzte Mann in Richtung Vilbel verschwunden war. Wir konnten nicht beurteilen, ob sich in den Kasernen noch Leute befanden, denn auf der Straße ließ sich niemand mehr sehen. Die Stimmung im Keller wurde beklemmend, denn einige Kameraden wurden im Laufe des Tages schwankend, ob wir nicht doch auch zurückgehen sollten. Ein Obergefreiter argumentierte: Wenn bekannt werde, daß wir einen Rückzugsbefehl nicht ausgeführt hätten, würden seiner Frau und den Kindern die Unterhaltsgelder gestrichen. Man sieht, welche merkwürdigen, realitätsfernen Überlegungen manche Leute kurz vor dem Ende des Reiches noch in ihrem Handeln bestimmten. Der Unterfeldwebel, ein älterer Mann, der vermutlich einer Landeschützeneinheit angehört hatte, hatte sich von Anfang an farblos verhalten. Er trug die Verantwortung für die Gruppe. Jetzt kippte er vollends um und wollte den zurückgegangenen Einheiten folgen. Ich sagte: »Gut, wenn ihr durchaus wollt, gehen wir zurück.«

Wir schnallten um, hängten unsere Gewehre, die einzigen Waffen, über die wir verfügten, um und verließen den Keller. Wir waren auf der Friedberger Straße etwa bis zum Heiligenstock marschiert, hatten jedenfalls Bad Vilbel noch nicht erreicht, als Schüsse mittelschwerer Waffen über unsere Köpfe hinwegpiffen. Sofort gingen wir im Straßengraben in Deckung. Alle waren erschrocken. Es bestand eigentlich kein Zweifel, daß Panzer über den Main gegangen waren und uns den Rückzug abgeschnitten hatten. Während ich erleichtert war, daß damit die Entscheidung gefallen war, machten meine Kameraden einen betroffenen Eindruck, weil wir uns unnötig in Gefahr begeben und sie die Situation völlig falsch beurteilt hatten. Es fiel mir nun nicht mehr schwer, sie dazu zu bringen, sich in unseren Keller zurückzuziehen und dort die Amerikaner zu erwarten. Im Laufschrift, gelegentlich Deckung nehmend, rannten wir im Straßengraben wieder in unseren Keller und waren froh, als wir uns leidlich sicher fühlen konnten. Mit Einbruch der Dunkelheit setzte wieder Artilleriefeuer ein und hielt die Nacht über an. Die Einschläge lagen direkt um unser Haus, und es gab Augenblicke, wo wir zweifelten, ob wir davonkämen. Absicht des starken Feuers war offenbar, jede Flucht aus den Kasernen zu unterbinden und die Flakbatterie endgültig auszuschalten. Gegen Morgen hörte der Artilleriebeschuß auf. Nachdem die Geschütze der Amerikaner einige Stunden geschwiegen hatten, konnte kein Zweifel mehr bestehen, daß das Drama Frankfurt nun auch an seinem nordöstlichen Stadtrand zu Ende ging. Die Lage in der Stadt war uns bekannt. Man hatte gehört, daß die Amerikaner in den letzten drei Tagen bis an den Hauptbahnhof vorgerückt waren. Man konnte

das auch aus dem Infanteriefeuer in der Ferne schließen. Gauleiter Sprenger sollte seinen Bunker in der Nähe des Hauptbahnhofes längst in Richtung Franken verlassen haben.

Am 29. März (Gründonnerstag) gegen 10/11 Uhr hörte man, noch in weiter Entfernung, aus dem Stadttinneren Panzergeräusche. Da ich meinte, jetzt sei die Stunde der Befreiung gekommen, forderte ich die Leute auf, ohne Waffen aus dem Keller zu treten. Ich ergriff mein weißes Fähnlein, setzte mich an die Spitze des Häufleins, und wir marschierten in Schützenreihe auf die Kaserne zu. Ein Kamerad, der uns von der Kaserne aus beobachtet hatte, sagte, es habe sehr komisch ausgesehen, wie ich auf der leeren Friedberger Landstraße, das Fähnlein hoch erhoben, mit meinem Trupp herangezogen sei. Wir hatten geglaubt, die Kaserne sei am Vortag völlig evakuiert worden, waren aber überrascht, als aus den Blocks auf dem Kasernenhof schätzungsweise noch dreihundert Mann zusammenströmten. Es handelte sich meist um Leute, die irgendwelche gesundheitliche Schäden hatten. Wir wurden, da mit uns niemand mehr gerechnet hatte, mit Hallo empfangen.

Bis der erste amerikanische Panzer dann zu unserer großen Erleichterung vor dem Kasernentor stand, vergingen noch ein bis zwei Stunden. Wir nahmen Aufstellung und wurden auf Waffen durchsucht. Ich hörte zum ersten Male das schauerhafte amerikanische Englisch. Nach meiner Vermutung stammten die Leute aus den Südstaaten, aber ich mag mich getäuscht haben. Einige Soldaten sprachen reines Englisch, es waren vermutlich Emigranten. Nur von deren Äußerungen konnte ich den einen oder anderen Satz verstehen. Daß mehrere Männer der Einheit, die uns gefangennahmen, mit Sprechgeräten dauernd in Kontakt mit anderen Dienststellen standen, gab uns den ersten kleinen Vorgesmack vom hohen Stand der Technisierung dieser Armee.

Unter den Amerikanern, die uns umstanden, fiel mir einer auf, der sich den Unterarm mit Armbanduhren dekoriert hatte. Ich hütete mich fortan, auf meine Armbanduhr zu schauen und trug den Arm steif nach unten. Als Monate später die Verpflegung in unserem Gefangenenlager bei Cherbourg auf ein Minimum reduziert wurde, brachte mir die Uhr im Tausch 130 Zigaretten, die ich gegen Brot umsetzte.

Wir mochten etwa eine Stunde gefilzt worden sein, dann wurden wir in Marschordnung Richtung Stadt abgeführt. In der Günthersburgallee oder einer Seitenstraße wurden wir das nächste Mal durchsucht. Landser trennten sich, durch lange Erfahrungen gewitzt, nicht so schnell vom primitivsten Löffel oder einem Kochgeschirr, nicht einmal von einer Blechdose; denn man konnte nie wissen, wie man solche Utensilien noch brauchen konnte. Da wir merkten, daß wir vollkommen erleichtert werden sollten, steckte jeder seine restliche Habe in die Taschen der Uniform. Einer der Amerikaner forderte uns auf, wir sollten uns vom letzten Löffel trennen. Seine Parole hieß: »Kamerad, schmeiß weg, Amerika alles besser!« Nach dieser Filzung marschierten wir weiter in das Stadttinnere. Hier waren nicht nur die Ruinen der Bombenangriffe, sondern auch die Spuren der letzten Straßenkämpfe zu sehen. Wir marschierten die Gutleutstraße hinunter und bogen dann in die Gutleutkaserne ein. Auf dem Hof stellten wir uns im Karree auf. Die Amerikaner hatten drei oder vier MGs postiert. Die Szene machte einen martialischen Eindruck. Einige

Kameraden zogen, als jetzt unsere Soldbücher überprüft wurden, die Flugblätter hervor, von denen die Rede war. Ich empfand diese Szenen der Beteuerung antifaschistischer Gesinnung als peinlich, denn ich wurde den Verdacht nicht los, daß sich manche dieser Leute vielleicht vor wenigen Wochen noch ebenso servil vor einem Amtswalter gebärdet haben mochten, wie sie sich nun einem GI andienten.

Nach der Personalüberprüfung und der ersten Befragung über Laufbahn und Tätigkeit wurden wir auf Lkws verladen. Die Kolonne bog auf die Wilhelmsbrücke ein. Die Deutschen hatten sie noch in letzter Stunde zu sprengen versucht. Zwei Pfeiler waren durch Pioniergerät verbunden. Ich blickte auf die traurigen Reste einer der schönsten deutschen Stadtsilhouetten zurück. Auf seinem Sockel stand noch immer der »Lasträger« von Meunier, dessen lässig herausfordernde Körperhaltung ich oft bewundert hatte, wenn ich während meines Frankfurter Semesters am Schaumainkai entlang zum Städel gegangen war.

Schnell hatten wir das Wald-Stadion erreicht. Wir stiegen von den Wagen und sammelten uns auf dem Spielfeld. Wenn ich mich nicht irre, erhielten wir hier als Verpflegung zwei »leichte Döschen«, das heißt in Dosen abgepackte Kekse, gepreßtes Milchsuppenpulver. Abermals waren wir über die Perfektion und Rationalisierung dieser Armee erstaunt. Welcher Umstand und Zeitaufwand wäre bei uns erforderlich gewesen, um die paar tausend Mann, auf die unser Haufen jetzt angeschwollen war, zu verpflegen.

Es war inzwischen später Nachmittag geworden, als wir wieder verladen und zu einem Sammellager bei Groß-Gerau gebracht wurden. Hier sprach ein Amerikaner zu uns, der unzweifelhaft deutscher Emigrant war. Wir verbrachten die Nacht, eingegrenzt durch Stacheldraht, auf einer Wiese. Am nächsten Morgen wurden wir erneut verladen. Bei Oppenheim überquerten wir auf der Pontonbrücke den Rhein, fuhren durch Rheinhesen Richtung Hunsrück und erreichten am Nachmittag nach einer oft halbsbrecherischen Fahrt Trier.

Der Tag hatte uns, hatte mir die Freiheit gebracht, die Hoffnung auf einen demokratischen Staat. Ich empfand Dankbarkeit gegenüber den Amerikanern und habe sie bis zum heutigen Tage bewahrt.